

Mörderisch!  
Bergisch!

MARTIN KUCHEJDA

# FRÜHLINGSDUFT

EIN KRIMI AUS DEM OBERBERGISCHEN





MARTIN KUCHEJDA

# FRÜHLINGSDUFT

EIN KRIMI AUS DEM OBERBERGISCHEN  
LESEPROBE

# Impressum

© 2011 Martin Kuchejda

## Alle Nutzungsrechte dieser Ausgabe bei

Gardez! Verlag  
Michael Itschert  
Richthofenstraße 14  
42899 Remscheid  
www.gardez.de

JUHR Verlag  
Waldweg 34a  
51688 Wipperfürth  
www.juhrverlag.de

## Lektorat

Michael Itschert und Daniel Juhr

## Satz

Daniel Juhr

## Titelbild

© Merlin\_0815, photocase

## Titelreinzeichnung

Reprosatz Neumann GmbH, Remscheid, www.reprosatz.de

Alle Hauptfiguren und Handlungen sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

## Druck:

AALEXX Buchproduktion, Großburgwedel. Printed in Germany.

Originalausgabe, 1. Auflage 2011

Das Werk ist vollumfänglich geschützt. Jede Verwertung wie zum Beispiel die Verbreitung, der auszugsweise Nachdruck, die fotomechanische Verarbeitung sowie die Verarbeitung und Speicherung in elektronischen Systemen bedarf der vorherigen Genehmigung durch die Verlage.

ISBN: 978-3-89796-227-9

# *prolog*

„Es gibt Orte, die nie ihre kalte Beklommenheit ablegen“, dachte Hauptkommissar Schneider, der sich nicht mehr an seinen Vornamen erinnern konnte. Ja, jegliche Erinnerung fiel ihm schwer und sein Kopf schien eine Tonne zu wiegen. „Ist das ein Traum?“, fragte Schneider und jemand in ihm bejahte das eindeutig.

„Wer sind Sie?“, fragte Schneider und jemand antwortete: „Ich bin ich und das fast jeden Tag. Das ist die Realität der Freiheit.“ Schneider tat so, als würde er den Sinn dieser Antwort verstehen und beließ es dabei.

„Im Traum ist das eben so. Da geht’s drunter und drüber, aber das ist normal so“, tröstete sich Schneider und tat das, was er immer tat, wenn ein Traum zu bedrängend wurde und begann, ihm Angst zu machen: Er ließ sich fallen.

Schneider fiel und fiel, das war ein fast wohliges Gefühl, voller Urvertrauen in die Tatsache, dass ihm im Ernst nichts passieren konnte. Er fiel vorbei an Wasserfällen und abstürzenden Flugzeugen und sah über sich am Himmel eine Flut von explodierenden Sternen. Schneider fragte, was sie hier tun würden und jemand in ihm drin sagte: „Alles, was Spaß macht“ und lachte. Und sein Bewusstsein kam wieder an die Oberfläche gekrochen, schwamm in einer öligen Lache der Wahrheit und der Lüge und Schneider resümierte: „Was passieren muss, passiert schnell.“ Das war insoweit tröstlich, als dass die Dinge sich ja langsam entwickelten, also war Schneider endgültig in Sicherheit.

Ein großer Mann mit silbernen Haaren ging an ihm vorbei und fragte freundlich: „Wollen Sie ein Bad nehmen?“

Schneider schüttelte den Kopf und als ein ungebetener Gast aus der jüngeren Vergangenheit ihm lächelnd sein scharfes japanisches Messer zeigte, da war Schneider fast schon wieder wach.

Er schlug die Augen auf und spürte, dass er seinen Schlafanzug reichlich nass geschwitzt hatte. Schneider horchte in sich hinein, ob alles in Ordnung sei.

Das hatte so den Anschein und so wendete er seine Aufmerksamkeit dem Organismus des Hauses zu. Das Haus atmete ruhig und gleichmäßig, der Zweig eines Baumes schlug sanft ans Fenster. Schneider würde ihn morgen abschneiden, gleich nach dem geplanten Spaziergang und dem Mittagessen.

Ein Geräusch unten aus der Küche ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Schneider setzte sich im Bett auf, während seine Frau neben ihm selig weiterschlummerte. Entschlossen (schließlich war er Polizist) schwang er seine Beine aus dem Bett und ging leise zur Schlafzimmertür, die halb aufstand.

Er sah hinunter ins Treppenhaus. Ein Schatten? Viele Schatten. Schneider tastete nach dem Lichtschalter und grelles Licht flammte auf.

„Kannst Du nicht schlafen? Komm doch wieder ins Bett, Schatz“, meldete sich seine Frau und drehte sich behaglich um.

Schneider horchte noch mal ins Haus hinein. „Ist okay, alles klar, ich komm gleich“, sagte er und sah auf die Uhr. Es war kurz vor drei Uhr morgens und alles war friedlich und ruhig.

Ganz so, wie es sein sollte.

Kommissar Schneider sah sich um. Langsam ließ er seinen Blick über die Agger-Talsperre schweifen. Ein kleines Segelboot drehte gemächlich seine Runden unter dem ablandigen schwachen Wind.

„Langweilig“, dachte Schneider.

Ein Auto fuhr mit vielleicht 30 Stundenkilometern über die Staumauer Richtung Bergneustadt.

Sein Motorengeräusch schwoll gleichmäßig ab.

Schneider war wieder alleine.

Das Mobiltelefon schellte. Da Schneider ein gestörtes Verhältnis zu dem pflegte, was die Deutschen Handy nennen, hatte er als Klingelton wirklich ein ganz normales Telefonschellen eingestellt.

Schneider meldete sich.

„Hallo, hier ist Kattjer“, sagte sein Kollege.

„Was gibt’s denn, alter Junge?“, antwortete Schneider.

„Also, na ja, ich störe dich nur ungern im wohlverdienten Urlaub ...“

„Na, komm, was gibt’s denn?“

„Naja, eigentlich wollte ich dich nur fragen, ob wir nicht mal wieder gemeinsam einen trinken gehen sollten.“

Schneider musste kurz auflachen. Nachdem er das letzte Mal mit Kattjer einen getrunken hatte, war er kurz darauf im Auto eines Serienmörders wieder aufgewacht, das war kein Spaß gewesen, damals im vergangenen Herbst.

Aber jetzt war Frühling und alles roch nach Neubeginn und der

Überwindung des Gestern. Schneider dachte an eine Liedzeile, wonach das *Gestern so wurde, dass man's ertragen kann*.

„Also?“, setzte Kattjer nach.

„Ja, natürlich, aber wir bringen uns gegenseitig nach Hause oder irgendsowas, okay?“

„Geht klar, Chef. Wann? Wo?“

„Wie wär's mit heute Abend, wieder im *Grammophon*? Ich war seitdem nicht mehr da.“

„Ich auch nicht“, antwortete Kattjer, „wird also Zeit.“

Sie verabschiedeten sich voneinander und Schneider setzte seinen Spaziergang an der Talsperre fort. Jetzt war er fast an der Spitze der Halbinsel angekommen. Da er es nicht gerade liebte, denselben Weg auch wieder zurückzugehen, stieg er von hier bergan auf die Höhe der Halbinsel, dorthin, wo noch immer alte Fluchtburgen und Köhlerstellen zu sehen waren.

Hier waren grundsätzlich immer noch weniger Spaziergänger als auf dem parallelen Weg unter ihm unterwegs.

Schneider schätzte es, auf seinen Wegen in der Natur möglichst alleine zu sein. Zufällige Begegnungen mit anderen Menschen empfand er da als ziemlich störend und anstrengend.

Schneider sah auf die Uhr. Es war jetzt kurz vor 11 Uhr morgens. Es war Zeit nach Hause zu fahren und das Mittagessen vorzubereiten. Pflichterfüllungen dieser Art waren für Schneider selbstverständlich, wenn es seine Zeit zuließ. Ganz im Gegenteil, Hausarbeit stellte für ihn sogar sowas wie eine Zen-Übung dar.

Hausarbeit hatte etwas Meditatives, „Spülen ist Zen“, sagte er gerne.

Sein Wagen parkte am alten Hotel am Ansatz der Halbinsel.

Das Hotel war heruntergekommen, wäre mit einigen Investitionen aber für Kurzurlauber eine interessante Angelegenheit gewesen. Alle bisherigen Versuche in dieser Richtung schienen jedoch eher halbherzig und damit zum Scheitern verurteilt gewesen zu sein.

Am Nachbarauto machte sich ein Jogger mit Dehnübungen warm, in dem Auto selber saß eine Frau und starrte vor sich hin.

*Wir haben alle unser Ding zu tragen*, dachte Schneider und



stieg in sein japanisches Auto um nach links Richtung Gummersbach abzubiegen.

Gegen 12 Uhr machte sich Schneider sehr bedächtig an seiner sehr teuren Pfanne zu schaffen. Er bereitete ein Fleisch- und Pilzgericht zu, eine Art kulinarische Phantasie für Aldi-Kunden. Schneider liebte es mit Lebensmitteln zu spielen, die Zutaten quasi ihre persönliche Ordnung finden zu lassen. Wer will zu wem, was will zu was. Lass es fließen. Pilze, Dosenfleisch, kleingeschnittenes Brot, ziemlich stark gewürzt, das Ganze auf Nudeln oder Reis, oft geriet das einseitig, ein Geschmack stach durch. Schneider war permanent damit beschäftigt sich und seine Methoden zu verbessern (*Wie ein Serienmörder*, dachte er). Er bewunderte Menschen, die gut mit hochwertigen Lebensmitteln umgehen konnten (wie sein Schwager Nummer eins), denn dazu fehlte ihm selbst einfach die Geduld und es fehlten das kochtechnische Können und vernünftiges Werkzeug.

In der Pfanne gingen die Dinge gut voran, jetzt folgte der Reis. Schneider stellte die Flamme unter der Pfanne auf ganz klein und gab Wasser in den Reis in dem kleinen Topf daneben. Er ließ das Ganze kochen und das Wasser dabei allmählich verdunsten. War das Wasser verschwunden, war der Reis gelungen.

Es schellte an der Tür, als er gerade begann den Tisch zu decken. Seine Frau war pünktlich wie eine Schneiderin. Der Hauptkommissar lächelte über sein eigenes gedachtes Wortspiel. Währenddessen machte seine Frau einen abgekämpften Eindruck.

„Stress?“, fragte Schneider.

„Nur das Übliche“, sagte seine Frau.

Schneider fragte nicht weiter nach und sie setzten sich an den Tisch ohne weiter zu reden.

Kurz vor Beendigung der Mahlzeit fragte Schneider: „Darf ich was sagen?“

Sie sah kurz auf: „Ja, Entschuldigung, tut mir echt leid, ich bin etwas durch den Wind.“

„Ich werde heute Abend mit Kattjer einen trinken gehen, was dagegen?“

„Nein, es ist gut, wenn du mal wieder rauskommst. Du kannst dich nicht ewig einschließen.“

„Ich schließe mich nicht ein“, sagte Schneider leicht pikiert.

Tatsache war, Schneider war angeschlagen, nicht ganz auf der Höhe. Er hatte sich einen Sonderurlaub nehmen müssen, weil er vor nicht einmal einem halben Jahr einen Mordfall aufgeklärt hatte, in dessen Verlauf er fast umgekommen war.

Ein Serienmörder aus einem kleinen Dorf in der Nähe von Gummersbach hatte grässliche, sorgsam inszenierte Morde begangen, sein Spiel mit der Polizei und mit ihm, Schneider, getrieben und ihn schließlich in eine Falle gelockt, der er nur mit knapper Not entronnen war. Der Mörder selber war auf bisher nicht ganz geklärte Art und Weise untergetaucht.

Mit Grausen erinnerte sich Schneider an das letzte Gespräch mit dem Mörder, Kleinewetter war sein Name. Er hatte ihn angerufen und ihm mitgeteilt, dass er sein Jagdgebiet gewechselt hätte. Das war's.

Das war es aber nicht ganz, denn Schneider war seitdem nicht mehr der Alte. Nächte voller Schlaflosigkeit lagen hinter ihm, er hatte Panikattacken erlitten und sich in psychologische Behandlung begeben müssen. Der Polizeiarzt hatte ihm zu einem Sonderurlaub, zu einer Auszeit, geraten.

„Ist was, mein Schatz?“, fragte seine Frau.

Schneider schreckte auf und schüttelte den Kopf. „Nee, ist alles in Ordnung.“

„Glaube ich nicht“, sagte seine Frau trocken.

„Es ist nur ... manchmal halte ich mich für einen Weichling, ich hätte das alles professioneller nehmen müssen. Es gibt doch keinen Anlass so durchzudrehen.“

„Du bist nicht durchgedreht. Du hattest eine amtliche Nervenkrise. Professionalismus hin oder her, du hast im Auto des Mörders gesessen, im Auto von diesem verdammten Herrn Kleinewetter.“

„Es war ein Taxi.“

„... im Taxi von diesem Herrn Kleinewetter gesessen, und du durftest ausführlich seinen Vernichtungsphantasien lauschen. Ich

muss los, die Kleine von der Schule abholen.“

Schneider nickte wieder. Er hatte sich nichts vorzuwerfen, er hatte sich nicht hängen lassen. Für seine Panik konnte er nichts. Niemand ist stärker als die Lebensumstände, die einen umgeben. Oder doch? Hätte er gelassener sein sollen?

Er hatte versucht den Alltag mit Alltäglichkeiten zu füllen. Aufstehen, das Frühstück vorbereiten, Mittagessen kochen, nachmittags bei der Hausarbeit die Serien auf Kabel 1 laufen lassen.

Schneider ging dabei methodisch vor: Er erledigte die Hausarbeit von oben nach unten, begann in den oben gelegenen Zimmern und arbeitete sich systematisch nach unten durch. Er legte dabei zwei Wege zurück, den räumlichen durchs Haus und den televisionären durch die Serienwelt der Siebziger- und Achtzigerjahre. So lief beispielsweise das Bügeln im Schlafzimmer unter dem Dach parallel zur schrecklich netten Familie des Al Bundy, das Saubermachen des Badezimmers mit der berühmtesten Notaufnahme der Welt, das Saugen des Wohnzimmers mit den gutaussehenden Bewohnern einer Edel-WG und schließlich das Reinigen des unteren Flures mit dem Comeback der coolen Bullen des *Miami Vice*. Schneider wusste, dass es mit Serien so seine Bewandnis hatte, meistens stand für ihn ganz schnell fest, ob er eine Serie liebte oder nicht, manchmal gab es aber – wie im richtigen Leben – eine Liebe auf den zweiten Blick. Ein gutes Beispiel dafür war *MASH*, die Serie über eine ambulante chirurgische Einheit im Koreakrieg. Schneider hatte in seiner Jugend den Film von Robert Altman mit Donald Sutherland gesehen, der seinerzeit die Goldenen Palme von Cannes gewonnen hatte. Schneider pflegte kein intellektuelles Gebaren, aber er sah sich gerne Filme an, die für ihn Kultstatus besaßen.

Entsprechend pikiert reagierte er auf die Nachricht, dass es vor einigen Jahren in den USA eine immens erfolgreiche Fernsehserie zum selben Stoff gegeben hatte. Er war von seiner Frau darauf aufmerksam gemacht worden, die sich auch gerne *Remington Steel* (mit Pierce Brosnan) oder diese Serie mit dem Typen ansah, der aus drei Büroklammern und einem Kaugummi eine Atom-bombe oder ein Unterseeboot bauen konnte. Missmutig und nur

durch sanften Druck hatte sich Schneider vor Jahren einige Folgen von *MASH* angesehen, hatte eher zweifelnd die Vorgänge um Klinger und O'Reilly verfolgt und dann, plötzlich, hatte es mit einem Mal gezündet, von einer Sekunde auf die andere hatte sich Schneider in die Serie verliebt und versäumte fortan keine Folge mehr.

Der Nachmittag versank dann gegen 17 Uhr in der schwierigen Dramaturgie von *Star-Trek-Voyager-die-nächste-Generation*, in einem nur für Eingeweihte nachvollziehbaren Kosmos aus technischem Quark und philosophischen Untiefen. Andererseits war dieses unspannende Hinübergleiten in den frühen Abend aber auch nicht unvorteilhaft.

Der Reiz solch eines Tagesablaufes lag natürlich auch darin begründet, dass er relativ selten vorkam.

Bei täglicher Teilnahme am deutschen Unterhaltungsfernsehen stellte sich allerdings zuweilen der Eindruck einer gewissen Ödnis ein. So ging es Schneider auch. Er fing sich allmählich einen wohligh abgemessenen Lagerkoller ein. Er wollte wieder zurück in seinen Beruf. Wäre da nicht noch diese gelegentlich aufkeimende schwarze Panik gewesen, die immer wieder nach ihm griff und ihn daran hinderte, sich wie früher unverwundbar zu finden. Er würde noch eine Zeitlang brauchen, aber heute Abend stand eine Auszeit von der Erholung an. Er freute sich auf den irischen Pub.

Schneider und Kattjer hatten sich für 19.30 Uhr verabredet und Schneider hatte es so eingerichtet, dass er Kattjer am Eingang abfangen konnte. Er liebte es nicht gerade, alleine in einer Kneipe zu sitzen.

Sie begrüßten sich und Schneider öffnete die schmale schwarze Tür mit dem dicken Vorhang dahinter. Er war seit seiner Entführung durch den Serienmörder Kleinewetter nicht mehr hier gewesen.

Schneider dachte kurz nach. Wie banal doch dieser Name klang – Kleinewetter. Unfassbar lächerlich. Aber Kleinewetter war durchaus keine lächerliche Figur gewesen, sondern ein gefährli-

cher geisteskranker Psychopath, sehr intelligent und sehr sadistisch. Wo er wohl steckte ...

Im *Grammophon* ist der schönste Platz wirklich an der Theke. Vor sich die blanken Hähne mit all den ausgesuchten Köstlichkeiten, hinter sich das fröhliche Treiben der anderen Gäste und unter sich (jedenfalls zur richtigen Jahreszeit) die Erdnusschalen, die nach alter Sitte den Boden reinigen und ölen sollten.

Schneider und Kattjer setzten sich an die Theke. Der Meister begrüßte sie mit einem Lächeln. Der Meister war wirklich ein Meister. Er verstand was von Bieren. Er hatte immer zwei Standardbiere im Anstich, davon ein Kölsch und natürlich Guinness. Wie es sich für einen irischen Pub gehörte. Dazu kam immer ein sorgfältig ausgesuchtes Aktionsbier. Diesmal war es Duckstein, die rotblonde Bierspezialität aus Norddeutschland, wie Schneider mit dem Blick der Erfahrung feststellte.

Der Charme des Pubs lebte von seiner Überladenheit mit irischen Memorabilien, von Bierdeckeln, Werbeschildern und Plakaten. Kein Quadratzentimeter an den Wänden schien noch frei zu sein.

Schneider checkte kurz die Gäste. Die übliche Melange aus Oberstufenschülern, späten Junggebliebenen und Liebhabern irischer Folklore.

„Bisknen wat essen?“, fragte Kattjer.

Schneider grummelte. Er hielt die Frage einerseits für überflüssig, andererseits fand er sich ertappt. Wenn er trinken ging, dann wollte er auch etwas essen, das war schon immer so gewesen, das gehörte einfach dazu. Kult, Tradition und Gesetz. Seit Schülertagen galt das. Früher waren das überbackene Toasts gewesen, heute sollte es schon etwas mehr sein.

„Klar“, sagte er, und dachte auch noch daran, dass er es liebte, mit unkomplizierten starken Essern zusammen zu sein.

„Ich schau mal“, murmelte er, dabei nahm er die Speisekarte, „das Chili ist gut.“

Zudem war heute Aktionstag, das hieß, alle Speisen wurden verbilligt angeboten. So orderten beide ein schwarzes Guinness

mit der typischen irischen Blume oben drauf und dazu ein deftiges Chili mit Brot.

Sie sahen dem Meister beim Zapfen zu und warteten auf das Essen. Immer wieder rang es ihnen Hochachtung ab, wie der Meister zum Abschluss den Shamrock, das dreiblättrige Kleeblatt und heimliche Nationalsymbol Irlands, setzte.

Außerdem liebte gerade Schneider es, wenn Menschen wussten, was sie taten.

Kattjer und er stießen an und prosteten sich zu.

„Auf dich.“

„Auf abwesende Freunde.“

„Auf zum Glück abwesende Freunde.“

„Auf die, die noch auf Patrouille sind.“

So ergänzten sie sich lachend und schaukelten sich gegenseitig hoch.

„Wann bist du wieder an Bord?“, fragte Kattjer. „Es ist langweilig ohne dich, nichts los.“

„Lass mich raten, ist der Schreibtisch leer geblieben, oder hat es sich jemand anders daran bequem gemacht?“

„Nee, ist leer geblieben, so lange warst du jetzt auch nicht weg, die paar Wochen ...“

Kattjer kaute an einem großen Schluck Guinness.

„Hat dir denn die Auszeit genutzt, was meinst du?“

„Ja, ich denke schon, ich bin wieder ruhiger. Aber jetzt fällt mir die Decke auf den Kopf, ich muss wieder zurück. Ich geh am Montag zum Amtsarzt und lass mich wieder einchecken, es reicht. Kochen, einkaufen, spazieren gehen. Vielleicht hätte ich auch einfach weitermachen sollen. Vielleicht war die Pause an sich gar nicht gut.“

„Weiß nicht, glaub aber schon, dass die Pause gut war“, sagte Kattjer lässig.

Sie unterhielten sich dann über alles Mögliche, vor allem natürlich über Fußball. Über die Situation ihrer Teams. Schneider war Schalke-Fan und Kattjer neigte Borussia Dortmund zu. Eigentlich unvereinbar, aber es ging. Mal war Dortmund obenauf, mal war es Schalke. Aber Fußball war eben eine kurzatmige An-

gelegenheit, wer wusste schon, wie es morgen aussah. Was hatten sie nicht schon alles gemeinsam erlebt: Im selben Jahr, in dem Dortmund die Champions-League gewann, holte Schalke den UEFA-Cup (*heute Europa-League*), dann lag Dortmund finanziell fast am Boden, ein Schicksal, das Schalke kurz vorher ebenfalls erlitten hatte und das immer noch wie ein Damokles-Schwert über dem Verein hing ... Triumphe, Fast-Abstiege – alles lag dicht beieinander.

Und was das Nationalteam anging, da war man ja immer zwischen den Wettbewerben, entweder stand eine Europa- oder eine Weltmeisterschaft kurz bevor oder die vorherige war kaum vorbei. Immer steckte man in irgendeiner Qualifikation, immer gab es was an den Entscheidungen des jeweiligen Bundestrainers zu mäkeln und lief das folgende Turnier dann erfolgreich, war auch dem Trainer alles verziehen. Fußball war eine kurzatmige Angelegenheit, aber dadurch immer heiß, immer aktuell, jede Woche aufs Neue.

Gegen 23 Uhr waren sie fertig mit Essen, mit Diskutieren und Trinken. Eine Zeit, zu der die jüngere Generation erstmal zu den Partys aufbrach, eine Zeit, zu der für sie die Nächte begannen und nicht bereits endeten. Kattjer und Schneider gingen hinüber zur Bushaltestelle, wo auch die Taxis hielten, und stiegen in das, was ganz vorne wartete. Kattjer beobachtete seinen Kollegen genau, er stellte ein kurzes Zögern bei ihm fest. Verständlich. Beim letzten Mal, als Schneider in ein Taxi gestiegen war, war dessen Fahrer ein brandgefährlicher Serienmörder gewesen, der sein Mordkunstwerk mit der Hinrichtung eines richtigen Kriminalkommissars zu krönen gedacht hatte.

# *schneiders filmtagebuch*

„Meine Liste der besten 100 Filme aller Zeiten wird klar angeführt von *Citizen Kane* von Orson Welles. Ein perfekter Film mit perfekten Darstellern, allen voran der Meister selber und der wirklich gut aussehende Joseph Cotton. Ein Film, maßlos und überheblich, voller Lust an der Befreiung der Kameraperspektive und an der Montage. Perfekt auch das Rätsel des Films, die Schneekugel des sterbenden Protagonisten (gleich zu Anfang) und dann der Schlitten des kleinen Kane, das einzige, was der spätere Medienmogul, Bürger Kane, je in seinem Leben wirklich geliebt hat und den er liebevoll Rosebud nannte.“

Manchmal meinte sich Schneider dafür entschuldigen zu müssen, dass er als Polizist Verständnis für solche Überlegungen hatte. Hätten seine Kollegen davon gewusst, hätten sie ihn wahrscheinlich fortan Spielberg gerufen.

Es hätte ja in der Tat nicht viel gefehlt und er hätte etwas Medienwissenschaftliches studiert, aber seinen Eltern war eben nach Sicherheit und Schneider hatte sich diesem Sicherheitsdenken gebeugt. Sicherheitsdenken. Und dann wurde er fast von einem Psychopathen geschlachtet. Ihm wurde ziemlich eng in der Halsgegend.

Wie dem auch sei. Nun blieben ihm eine riesige Sammlung von Filmklassikern auf DVD, eine enorme Menge an ausgeschnittenen Filmkritiken, eine amtliche Bibliothek an Filmbüchern und geheime Statistiken, Listen und selber geschriebene Film-Essays.

Schneider war zufrieden damit. Was es ihm brachte? Es ermög-



lichte ihm kleine Fluchten. Kleine Fluchten in eine Welt jenseits des Alltags. Weg von den Dämonen, die an jeder Ecke lauern konnten. Die Dämonen der Routine und die Dämonen der seelischen Untiefen.

Und sie lauerten. Sie hatten Geduld und konnten warten.

# die beerdigung

Der Gummersbacher alte Hauptfriedhof lag in idealer Lage oberhalb der Stadt und schien insbesondere den bedeutenderen Bürgerinnen und Bürgern vorbehalten zu sein. Hier lagen sie, all die Steinmüllers, die Kienbaums, die Luykens, aber auch Außenseiter wie der erste sozialdemokratische Bürgermeister nach dem Krieg (Heidbreder), ein berühmter Maler (Goller) oder der *Arzt von Stalingrad* (Kohler) und wer auch immer in bisheriger Vergangenheit und kommender Vergangenheit eine tragende Rolle gespielt hatte oder eben noch spielen würde. Da der Friedhof fast voll war, stand dort nur denen, die sich bereits zu Lebzeiten eine Grabstelle gesichert hatten, ein Ruheplatz an dieser herausragenden Stelle zu. Es hatte sich eine kleine Trauergemeinde eingefunden, die die junge Frühlingssonne zu genießen schien. Die Luft roch herrlich frisch und unverbraucht. Es war kurz nach Ostern und die Menschen waren fast freudig der Einladung zur Beerdigung von Daniel Bruckmann nachgekommen.

Der Winter, lang und hart wie nur wenige in den vergangenen Jahrzehnten, war endgültig vorbei. Wie in der Tierwelt hielten auch die Menschlein ihre Näschen in den sanften Wind des neuen Tages.

Nun ist eine Beerdigung normalerweise kein glücklicher Anlass um seine Nase in den Wind zu halten, aber wenn ein stadtbekannter Querulant zu Grabe getragen wird, dann stellt sich die Sache anders dar. Daniel Bruckmann war ein in der Bürgerschaft bekannter Mann gewesen, ein äußerst wohlhabender Mann zudem, der das unverdiente Glück genießen durfte, von Beruf Erbe zu

sein. Auf ihn war die Hinterlassenschaft einer der großen hiesigen Firmen zugekommen, er hatte sich dieser Hinterlassenschaft durch deren Verkauf an einen international tätigen Konzern entledigt und stand mit einer Erbschaft im zweistelligen Millionenbereich glänzend dar.

Leider schien Bruckmann kein kreativer Mensch und damit auch kein kreativer Erbe zu sein. Ihm fiel anscheinend nichts Sinnvolles ein, was er mit seinem Vermögen anstellen sollte. Außer Streit mit seinen Nachbarn anzufangen und sie wegen Nichtigkeiten vor Gericht zu zerren jedenfalls. Das aber regelmäßig. Da ging es mal um zu hochgewachsene Bäume am Grundstücksrand, da stritt man sich über Zufahrtswege und Parkzonen, der Phantasie für Felder juristischer Abenteuer waren keine Grenzen gesetzt. Mit seinen Eskapaden, die natürlich auch der Allgemeinheit nicht verborgen blieben, löste Bruckmann in den Gesprächszentren der Baumhof-Gastronomien viel Heiterkeit aus.

Bruckmann war auch nicht dadurch zu entmutigen, dass er seine Rechtstreitigkeiten stets zu verlieren pflegte. Jedenfalls war kein Fall bekannt, den er jemals gewonnen hätte. Aber gerade die Tatsache, dass er durch keine Niederlage zu entmutigen war, machte ihn zu *Anwalts Liebling*, wie man so sagte. Wenn man sich über ihn lustig machte, so geschah das natürlich heimlich, hinter seinem Rücken, und Bruckmann bemerkte das nicht oder blendete die Demütigung bewusst aus.

Mit all dem war jetzt Schluss, Daniel Bruckmann hatte diese Welt verlassen. Offensichtlich hatte Bruckmann sich beim Studium der Akten eines aktuellen Falles so aufgereggt, das er Herzprobleme bekommen hatte und – ertrank. So jedenfalls stand es im Untersuchungsbericht des Amtsarztes und erst ganz unten war vermerkt: *Mann lag in der Badewanne*.

Sein Neffe hatte ihn gefunden und sogleich einen Krankenwagen alarmiert, für Bruckmann war aber jede Hilfe zu spät gekommen.

Jetzt kamen sie alle, denn alle wollten sie sehen, wie der alte Streithansel unter die Erde expediert wurde: Familienmitglieder, denen deutlich die Spannung anzusehen war, welche Höhe ihr

Erbschaftsanteil wohl hatte, dann waren da Nachbarn, die ihren letzten Triumph nicht unterdrücken konnten und wollten.

Was die Ersten nicht wussten: Bruckmann, der zu Lebzeiten nie durch aufdringliche Wohltätigkeit aufgefallen war, hatte bereits im vorletzten Jahr sein Barvermögen weitgehend dem Tierheim in der Nachbargemeinde überschrieben. Das passte insoweit, als der Verein, der das Tierheim verantwortlich trug, ständig wegen irgendwelcher interner Streitigkeiten in den Medien präsent war. Da wurde ein Vorsitzender abgewählt, der aber die Gültigkeit der Abwahl nicht anerkannte, da wurden die Auseinandersetzungen vereinsintern mit der gleichen Gelassenheit geführt, mit der Auseinandersetzungen in irgendwelchen palästinensischen Befreiungsbewegungen geführt wurden. Bruckmann hinterließ seiner ahnungslosen Frau nur ein Haus an der Nordsee und eine – zugegebenermaßen anständige – Leibrente. Für die Verwandten (mit Ausnahme des Lieblingsneffen) war nicht einmal ein Pflichtanteil zu holen, es war ja praktisch alles weg.

Was die Nachbarn anging: Bruckmann hatte rechtzeitig den Anwalt seines Vertrauens mit reichlich Mitteln ausgestattet, so dass er sich in der Lage sah, noch viele überflüssige Prozesse zu führen. Dieser Anwalt stolzierte mit einer wissend-leidenden Miene herum und freute sich, seine Spezial-Praxis noch lange gesichert zu sehen. Das Wort *Spezial-Praxis* gefiel ihm, Tom Hagen benutzte denselben Begriff auch für sein Büro, das nur für den Paten arbeitete, auch wenn Bruckmann längst nicht so faszinierend überkam wie ein Don Corleone.

Und da waren Neugierige, die einfach den Abgang eines großen Mannes sehen wollten. Und was heutzutage als groß gelten durfte, da waren der Phantasie ja keine Grenzen gesetzt. Hauptsache bekannt. Großer Sportler, großer Koch, großer Nörgler, wo waren da die Unterschiede.

Und dann waren da die Anwälte, die von Bruckmann nicht mit den Vorzügen einer Spezialpraxis bedacht worden waren. Sie trauerten aufrichtig und ehrlich und waren nur schwer zu trösten. Es ist halt nicht schön, wenn einem die Existenzgrundlage entzogen wird.

Alle versammelten sich in der nicht sehr großen Trauerhalle direkt neben dem Haupteingang und lauschten den wenig aufrechten Redebeiträgen. Immerhin war die Musik gut. Ein Duo aus Dozenten der Gummersbacher Musikschule musizierte auf Flöten. Ihren Beiträgen haftete dabei nicht der übliche Flöten-Mief an, sondern es klang frisch und gekonnt.

Gegen Ende der Zeremonie wurde es dann wieder dienstlich. Die Anwesenden setzten ihre betroffenen Mienen auf und der beachtliche Zug der Gemeinde bewegte sich den Hügel bergan zum Grab der Bruckmanns, wo man sich jetzt schon in der vierten Generation sozusagen die Erde in die Hand gab. Der Boden war durchweicht und auch das schien eine späte Rache Bruckmanns zu sein, nicht wenige der „Trauernden“ würden mit durchnässten und teils verdorbenen Schuhen nach Hause kommen.

Und dann hatten es alle doch ziemlich eilig. Der Pfarrer sprach die notwendigen Worte, hinter einem Baum spielte ein Trompeter das übliche *Ich hatte einen Kameraden* (auch einen Tacken zu schnell) und dann traten alle einzeln ans Grab, so wie das so üblich ist, ein kurzes Nicken, Stirnrunzeln, einige rechneten nochmals Erbschaftsanteile und Honorarausfälle durch (Es war auch der Ausspruch „grob anwaltschädliches Verhalten“ zu hören) und dann machte man sich davon. Beim Leichenschmaus blieben die Verwandten unter sich und gifteten sich an, so gut es eben ging und es die familienübliche Unerzogenheit zuließ.

Der Neffe Bruckmanns, der das Haus geerbt hatte, hielt sich dabei sehr zurück. Ihm schien der ganze Wirbel nichts zu bedeuten.

## *und die psyché*

Zum Programm der beruflichen Re-Integration von Schneider gehörte naturgemäß auch psychologische Betreuung. Regelmäßig stellte sich Schneider beim Psychologischen Dienst des Oberbergischen Kreises vor. Der zuständige Arzt war ein netter Kerl. Hochgewachsen, unsicher, leicht sprachverzögert, aber wie gesagt – irgendwie nett. Schneider fand sich ziemlich früh am Morgen im schmucklosen Dienstgebäude ein. Die Dame im Vorzimmer war wie immer etwas zu freundlich.

„Guten Morgen“, sagte Schneider, „ich habe einen Termin um 8 Uhr.“

„Ich weiß“, flötete das Vorzimmer, „und zwar direkt hier.“

Schneider verstand nicht. „Wie bitte?“

Das Vorzimmer lächelte sich fast wund. „Sie haben nicht nur einen Termin, sondern Sie haben hier einen Termin ... ein Scherz.“

Schneider lächelte matt. „Wohl zu früh für Scherze.“

„Tschuldigung“, flötete das Vorzimmer erneut.

„Macht nichts, meine Schuld“, erwiderte Schneider.

Schneider nahm im Wartezimmer Platz. Er beurteilte die Qualität von Wartezimmern nach der Qualität der ausgelegten Zeitschriften, nicht nach dem Zeitpunkt für schlechte Scherze durch gelangweilte Vorzimmerdamen. Da gab es den Drolshagener Urologen mit den schaurigen alten Veranstaltungskalendern und längst antiquierten Autozeitschriften. Da gab es seinen vorbildlichen Gummersbacher Internisten mit allem, was das Herz begehrte: *Stern*, *Spiegel* und den Wartezimmer-Must-Read, *Die Bunte*. Es gab einfach nichts Besseres, bevor man aus dem Munde

des misanthrop gestimmten Arztes die neuesten Katastrophen erfuhr. Es gab auch den Marienheider Zahnarzt, der irgendwo dazwischen lag, die ausgelegten Zeitschriften waren populär, aber leicht veraltet.

Das also war in etwa der Ärzte-Wartezimmer-Kosmos des Kommissars Schneider. Auch immer ein Spiegelbild des jeweiligen Mediziners.

Im Wartezimmer des Psycho-Doktors nun gab es schlichtweg nichts zu lesen. Ausdruck eines medizinischen Konzepts, Gedankenlosigkeit oder Auswuchs der öffentlichen Sparwut. Jedenfalls ein Grund für Schneider so früh wie möglich am Tag die Praxis aufzusuchen, um sicherzustellen, dass niemand vor ihm da sei, um Wartezeiten wenn irgendwie möglich zu vermeiden.

Und da ging die Tür des eigentlichen Behandlungszimmers auch schon auf und der freundliche Psychotherapeut lächelte ihn verunsichert an.

„Guten Morgen“, sagte Schneider fest und der Psychotherapeut erwiderte mit flirrendem Blick: „Guten Morgen. Kommen Sie herein.“

Schneider betrat das Zimmer. Es war etwas abgedunkelt und mit Möbeln voll gepfropft: Bücherregale, ein überdimensionaler Schreibtisch und für den jeweiligen Patienten ein Sessel mit braunem Fell darauf.

Als er zum ersten Mal hier war, hatte Schneider darauf gewiesen und gefragt: „Braunbär?“ Und der Psychotherapeut hatte geantwortet: „Nein. Das ist ein Fell.“

Seitdem waren einige Monate vergangen und Schneider nahm unaufgefordert Platz, bevor der Psychotherapeut in den Raum hinein sagte: „Setzen Sie sich doch.“ Und Schneider antwortete bereits im Sitzen: „Ja, danke.“

Und dann kam das, was Schneider bei jedem Besuch des Psychotherapeuten aufs Neue erstaunte: Der Psychotherapeut legte jede Unsicherheit ab und war auf einmal präsent und von unerwarteter intellektueller Schärfe.

„Wie geht es Ihnen?“, fragte er zur Einleitung.

„Eigentlich gut“, antwortete Schneider, „aber mir fällt langsam

die Decke auf den Kopf, wird Zeit, dass es wieder losgeht. Da dachte ich, dabei könnten Sie mir als zuständiger Arzt helfen. Also, eigentlich geht es mir gut.“

„Und uneigentlich? Ich bin übrigens in dem Sinne kein Arzt.“

Schneider übersah, dass er dieses ungelenke Wortspiel mit eigentlich und uneigentlich immer schon fürchterlich fand und antwortete stur: „Uneigentlich auch.“

„Nun gut, wir werden sehen“, sagte der Psychotherapeut. „Erzählen Sie mal.“

Schneider wusste, worauf es dem Gegenüber ankam. Er, Schneider, hatte eine Art posttraumatischer seelischer Verletzung erlitten. Als wäre es soeben erst geschehen, erinnerte er sich an die letzten Tage der intensiven Jagd auf den Serienmörder, der im Oberbergischen auf der Pirsch gewesen war und von besonderen Orten angezogen zu sein schien und sich so das Kunstwerk einer Topographie des Schreckens geschaffen hatte. Was Schneider belastete, war auch, wie nah sie der Entlarvung des Mörders gewesen waren, der sich als alleinlebender Schriftsteller ohne große Bedeutung in einem Ortsteil von Marienheide entpuppt hatte. Wie hautnah waren sie ihm auf den Fersen gewesen, hatten seine Spuren fast richtig gelesen, waren sogar in seinem Haus, hatten aber dann doch nicht die richtigen Verbindungen gezogen.

„Machen Sie sich Vorwürfe, Herr Schneider?“, fragte der Psychotherapeut.

Schneider fiel auf, dass der Psychotherapeut immer *der Psychotherapeut* für ihn war, dabei hatte er einen Namen, aber Schneider hatte eine für seinen Beruf schlechte Eigenart, nämlich ein miserables Namensgedächtnis. Manchmal war er froh, dass er seinen eigenen Namen wusste. Andere Sachen konnte er sich fast legendär gut merken, aber bei Namen, da hakete es. Also blieb er für sich bei *der Psychotherapeut*.

„Nein“, sagte Schneider, „ich habe kein schlechtes Gewissen. Unser Verhalten entsprach dem damaligen Wissensstand. Vielleicht hätten wir sensibler sein sollen.“

Dem Psychotherapeuten fiel auf, dass er *Wir* sagte und nicht *Ich*.

Schneider entgegnete, dass er eben Teamarbeit gewohnt sei.



Dann, unvermittelt: „Als Sie in das Taxi einstiegen und als sich dann heraus stellte, dass der Mörder, dass Kleinewetter, am Steuer saß, was haben Sie da empfunden? Was waren Ihre Befürchtungen?“

Schneider dachte einen Moment nach.

„Kontrollverlust“, sagte er und wiederholte es: „Kontrollverlust, das ist es. Ich war wohl einen Moment weg und als ich wieder aufwachte, da realisierte ich sofort, dass ich nicht mehr Herr meiner Entscheidungen war. Ich habe innerlich Abschied genommen, noch einmal meine Kinder gesehen ... mich aber auch von ganz banalen Dingen verabschiedet, von meiner Comicsammlung zum Beispiel.“

Schneider lachte leise.

Der Psychotherapeut fragte, ob Schneider nicht an Kampf gedacht hätte.

Wieder dachte Schneider nach. „Nein, nicht sofort, das baute sich auf. Als wir dann in dem Haus waren, da habe ich auf meine Chance gewartet, aber nur kurz.“

„Sie haben dann wieder Drogen bekommen.“

„Genau, und dann war der Kontrollverlust wieder da, aber voll.“

Der Psychotherapeut wusste all das schon aus früheren Gesprächen, sie kamen aber immer wieder auf die neuralgischen Punkte zurück, die letztlich auch verantwortlich für die Krise waren, in die Schneider nach seiner Befreiung geraten war.

„Das muss man alles nicht all zu sehr begrüßeln, es liegt ja auch auf der Hand. Wichtig ist, dass Sie lernen mit Ihren Verletzungen umzugehen.“

„Ich denke, ich bin auf einem guten Weg“, sagte Schneider, „ich möchte wirklich gerne wieder loslegen.“

Der Psychotherapeut sah ihn lange an: „Ich denke das auch, sonst setzt sich so ein Angstgefühl eher noch fest. Gehen Sie wieder an Bord, aber wir sollten in Kontakt bleiben, uns regelmäßig weiter sehen. Irgendwas dagegen?“

„Nein“, sagte Schneider rasch, „ganz und gar nicht.“

Dann fiel der Psychotherapeut wieder zurück in seine Art voller Unsicherheit. Sein Auftritt war vorbei.